



LAURENCE GONZALES

LUCY



ROMAN

LAURENCE GONZALES

LUCY

Roman

Deutsch von
Britta Mümmler

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Dieses Buch ist meinen Kindern
Elena, Amelia und Jonas gewidmet.*



Deutsche Erstausgabe 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2010 Laurence Gonzales
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Lucy‹ (Alfred A. Knopf, New York 2010)
© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos von
plainpicture/Arcangel und Trevillion
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Aldus 10,25/14
Druck und Bindung: Druckerei Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24890-7

1

Als Jenny aufwachte, donnerte es. Seltsam, kein Blitz, dachte sie und tastete im Dunkeln nach der Blechdose mit den Streichhölzern, die auf der Munitionskiste neben ihrem Bett lag. Sie nahm eins heraus und riss es an der Kiste an. Die Flamme flackerte rötlich, dann gelb, und schwefeliger Rauch stieg auf. Neugeborene Schatten tanzten an den Wänden der Hütte. Jenny hielt das Streichholz an den Docht einer Kerze, und wie eine bläulich-gelbe Blume wuchs Licht daraus hervor. Rauch hing in der noch immer feuchten Luft.

Der Hüttenraum wirkte kahl und vollgestopft zugleich. Die Wände waren aus ungestrichenen Brettern, der Fußboden aus verzogenem Sperrholz. An einer Seite stand ein primitiver Schreibtisch mit einer alten Tür als Platte, und darüber klebten ein paar Fotos an der Wand: ihre Mutter zu Hause in der Nähe von Chicago. Schnappschüsse von den Bonobos. Ihre Freundin Donna mit den Bonobos im Zoo.

Jenny schwang die Beine aus dem Bett und lauschte. Sie hatte den Regen die ganze Nacht lang rauschen gehört. Aber jetzt hatte sich noch ein anderes Geräusch eingeschlichen. Sie zog ihre Stiefel an und stand einen Augenblick lang nur da in dem gelben Licht, groß, schlank und braun gebrannt. Dann fuhr sie sich mit den Händen durch ihr rotblondes Haar und band es schnell am Hinterkopf zusammen.

Da war es wieder, das Geräusch: Donner. Und jetzt nahm sie auch die metallischen Untertöne wahr, als das Echo des Knallens von den Bergen widerhallte. Je wacher Jenny wurde, desto

deutlicher erkannte sie, dass das, was sie da hörte, Geschütze waren. Große Geschütze. Die kongolesischen Rebellen feuerten Panzerfäuste ab. Jennys Aufenthalt hier war stets ein Risiko für sie gewesen, das sie jedoch bewusst eingegangen war, weil die Erforschung der prachtvollen hiesigen Menschenaffen, Bonobos genannt, sie so in ihren Bann gezogen hatte. Jahr um Jahr war sie trotz der Gefahren immer wieder in den Kongo gekommen. Über anderthalb Jahrzehnte lang waren die Kämpfe aufgeflammt, abgeklungen und erneut aufgeflammt. Doch jetzt war der Bürgerkrieg offenbar tatsächlich ausgebrochen, und sie musste sofort hier weg. Ihr alter Freund David Meece von der britischen Botschaft in Kinshasa hatte sie mit unmissverständlichen Worten gewarnt: Du bist wertlos für sie, und deshalb werden sie dich töten. Du musst so schnell wie möglich zum Fluss, wenn die Schießerei losgeht.

Ein Zischen in der Luft. Und wieder das metallische Donnern. Die Erschütterung ließ die Töpfe und Teller über ihrem Campingkocher erzittern. Jenny hörte, dass das Feuer aus einer anderen Richtung erwidert wurde. Wenn sie nur länger vorgewarnt gewesen wäre, eine Stunde, oder auch nur eine halbe. Aber die Rebellen waren schon ganz in ihrer Nähe. Sie schnappte sich eine Taschenlampe, die Machete und den Rucksack, den sie immer für den Aufbruch bereithielt. Eine Flasche Wasser, die schon halb leer war, trank sie mit einem einzigen langen, blubbernden Zug aus, ehe sie, noch nach Luft schnappend, nach einer vollen Flasche griff und sie an ihrem Gürtel befestigte.

Dann trat sie aus der Hütte auf die Lichtung hinaus. Es war riskant, nachts in den Urwald zu gehen, das wusste sie, aber Bleiben wäre noch schlimmer. Sie warf einen Blick zurück auf ihre Hütte und Traurigkeit überkam sie. Doch sie musste sich

beeilen. Sie drehte sich um und rannte in den Urwald hinein. Das Wasser in ihrem Magen schwappte unangenehm.

Es hatte aufgehört zu regnen. Der Dschungel vor ihr war schwarz und glitzerte im Schein der Taschenlampe. Sie wollte zumindest den Versuch machen, zu dem britischen Forscher Donald Stone durchzukommen. Sein Beobachtungsposten lag auf dem Weg zum Fluss, und die wenigen Male, die sie ihn getroffen hatte, war er ziemlich freundlich gewesen. Ihre Camps lagen allerdings zu weit voneinander entfernt, als dass sie einfach mal auf einen Besuch hätte vorbeischauchen können. Sie wusste nur, dass auch Donald Stone die Bonobos erforschte, an einer Zusammenarbeit aber nicht interessiert zu sein schien. Dennoch hatte Jenny beschlossen, zu tun, was sie konnte, falls er je ihre Hilfe brauchen sollte. Sie hatte gerüchteweise gehört, dass er eine Tochter hatte. Ob das stimmte? Nun, das hier war jedenfalls kein Ort für ein Kind.

Während sie auf vertrauten Pfaden durch den Urwald lief, hörte sie wieder den dumpfen Knall eines Granatwerfers, das Zischen des Geschosses und das stählerne Krachen einer weiteren Explosion östlich von ihr. Rauch lag in der Luft. Kurz darauf folgte das Stakkato von Maschinengewehren.

Jenny hastete weiter. Schon drangen die ersten Strahlen des Tageslichts durch das Blätterdach des Urwalds, und sie schaltete die Taschenlampe aus. Ihre Augen gewöhnten sich an den Dämmer. Wieder wurde eine Granate abgeschossen.

Sie rannte weiter, immer weiter. Denk nach, denk nach: Was als Nächstes? Nach Donald Stone sehen. Dann zum Fluss. Wenn sie jemanden mit einem Funkgerät finden könnte, würde David ihr helfen. Wenn er noch da war. Wenn die Botschaft noch stand. Wenn, wenn, wenn.

Und so rannte Jenny weiter, den ganzen Tag lang, auf dem breiten Pfad, von dem sie wusste, dass er sie zu Donald Stones

Camp führen würde. Sie machte sich Gedanken um die Bonobos. Diese Menschenaffen waren zwar sehr kräftige, aber dennoch erstaunlich empfindsame Tiere, die allein schon aufgrund plötzlicher lauter Geräusche einen tödlichen Schock erleiden konnten. Andererseits waren die Bonobos auch klug und inzwischen sicher längst meilenweit weg irgendwo hoch oben in den Baumwipfeln. Manchmal erschienen sie Jenny fast menschlich. Sie hatte während ihres Studiums begonnen, im Zoo von Milwaukee mit der größten in Gefangenschaft lebenden Bonobo-Population zu arbeiten, die zu den letzten ihrer Art gehörte. Und als Jenny dort zum ersten Mal Blickkontakt mit dem dominanten Weibchen aufnahm, wusste sie, dass sie einem Tier ins Auge sah, mit dem sie sehr viel mehr verband als sie von ihm trennte. Wann immer sie nicht arbeiten musste, hatte sie Stunden mit der Beobachtung der Bonobos verbracht. Und seit Jenny zum ersten Mal im Kongo gewesen war, um sie in freier Wildbahn zu sehen, wusste sie, wohin sie gehörte.

An einer Biegung des Pfads blieb sie stehen und lauschte. Das Granatfeuer schien nach Osten abgezogen zu sein. Sie schlug nach den Moskitos um sich herum. Schweiß tränkte ihr T-Shirt und rann ihr die Stirn hinab in die Augen. Sie band sich ein Halstuch um den Kopf und lief weiter. Bald darauf wurde sie von einem kurzen, aber heftigen Regenguss durchnässt. Nun, wenigstens hatte er die Insekten etwas vertrieben.

Allmählich war sie furchtbar erschöpft und wünschte sich nichts sehnlicher als eine Ruhepause. Doch als es dunkel wurde, holte sie ihre Taschenlampe aus dem Rucksack und lief weiter. Die ganze Nacht hindurch hörte sie, wie die Kämpfe der Rebellen sich entfernten, näher kamen und sich wieder entfernten. Und zweimal in dieser Nacht konnte sie sogar den Rauch der Geschütze riechen.

Langsam brach der Morgen an. Der Dunst begann sich zu heben. Der Pfad wurde schmaler, jetzt würde Donald Stones Camp bald zu sehen sein. Sie war nur zweimal dort gewesen, und bei beiden Gelegenheiten hatte sie ihm eine Zusammenarbeit vorgeschlagen. Doch Stone hatte sie nur freundlich darauf hingewiesen, dass er eine Fütterungsstation für die Bonobos betreibe und Jenny nicht. Daher seien ihre Forschungsansätze nicht miteinander vereinbar. Jenny hatte es darauf beruhen lassen. Sie hatte viel zu viel mit ihrer eigenen Arbeit zu tun gehabt, um sich darüber lange Gedanken zu machen.

Sie blieb so abrupt stehen, dass sie fast das Gleichgewicht verloren hätte. Zuerst hatte sie es für einen gewundenen Ast gehalten. Erst jetzt, da ihr Körper ganz instinktiv zurückgeprallt war, erkannte sie, dass sie eine dunkelbraune Waldkobra von etwa einem Meter Länge vor sich hatte. Die Schlange hatte sich lose um einen Ast geschlungen, den Kopf hoch erhoben. Jenny dachte an das, was der Toxikologe ihrer Universität zu ihr gesagt hatte, ehe sie zum ersten Mal in den Kongo ging: Wenn Sie einer von denen in freier Wildbahn begegnen, atmen Sie nicht. Die Kobra orientiert sich an Ihrem Kohlendioxid-Ausstoß. Und sollten Sie mehr als einen Kilometer von Ihrer Hütte entfernt von einer gebissen werden, brauchen Sie sich nicht mal mehr die Mühe zu machen, loszulaufen: Dann werden Sie auf jeden Fall sterben. Und Sie werden die ganze Zeit bei Bewusstsein sein, während das Gift Sie nach und nach lähmt, bis schließlich Ihr Zwerchfell nicht mehr funktioniert.

Jenny setzte zu einer Tai-Chi-Bewegung an und verlagerte, so langsam sie konnte, ihr Gewicht. Zentimeterweise bewegte sie sich rückwärts. Eine Minute verging. Zwei Minuten. Sie hatte noch keinen halben Meter zurückgelegt, da explodierte

wieder eine Granate. Von dem Knall aufgeschreckt, ließ sich die Kobra zu Boden fallen und verschwand wie ein fließender dunkler Blitzstrahl ins Unterholz.

Jenny atmete erleichtert auf und setzte ihren Weg fort. Dieser verdammte Donald Stone, dachte sie. Warum hatte der verflucht noch mal kein Funkgerät mehr. In den ersten paar Jahren hatte sie mit ihm in Funkkontakt gestanden. Und obwohl sie ihn selten sah, war er doch ganz liebenswürdig gewesen bei ihren gelegentlichen Plaudereien, die stets damit endeten, dass Donald Stone sagte, ja, er werde ganz bestimmt bald einmal zum Tee zu ihr kommen. Doch er kam nie. Und dann hatte er einfach aufgehört, auf ihre Funkrufe zu antworten.

Wieder flog zischend eine Granate durch die Luft und explodierte, und diesmal hörte Jenny die Splitter durch das Laub und die Äste über sich prasseln. Jetzt rannte sie, so schnell sie nur konnte.

Eine halbe Stunde später trat Jenny keuchend auf die Lichtung, auf der Donald Stones Hütte stand. Sie erstarrte. Es war kein Geräusch zu hören, nur das Summen der Fliegen. Die Anzeichen waren unübersehbar: Die Rebellen waren bereits hier gewesen. Auf den Treibstofftank, der noch auf seinen metallenen Stelzen stand, war geschossen worden, und stinkendes Kerosin sickerte in den Erdboden. Stones Sachen lagen verstreut herum. Aufgeschlagene Bücher. Shakespeare. Blake. Milton. Mary Shelley. Melville. Mathe- und Physiklehrbücher fürs College. Das kam Jenny seltsam vor. Dann erinnerte sie sich an die Tochter. Aber gab es überhaupt eine Tochter? Das war doch nur ein Gerücht. Sie hatte hier nie ein Kind gesehen.

Vorsichtig näherte sie sich der Hütte. Die Tür hing nur noch lose in den Angeln und schabte über den Boden, als Jenny sie öffnete und in die Dunkelheit hineinspähte. Sie konnte die

Reste von Schießpulver riechen und den durchdringenden Gestank einer Latrine. Sie griff nach der Taschenlampe, schaltete sie ein und ließ den Lichtkegel durch den Raum wandern.

Sie hatten ihn in der Tür erschossen, und er war rücklings wieder in die Hütte hineingefallen. Jenny musste ihn nicht mehr berühren, um sich zu vergewissern, dass er tot war. Sein zertrümmerter Schädel lag in einer Blutlache. Die wenigen Dinge, die sie nicht mitgenommen hatten, waren zertrreten von Sandalen, Stiefeln, nackten Füßen. Kleine orangefarbene Notizbücher waren aus den Wandborden gerissen worden. Ein Klappstisch lag umgestürzt da, mit von einem Stiefeltritt zerbrochener Platte.

Renn weg, dachte Jenny, jetzt sofort. Geh sofort, geh an den Fluss. Du kannst nichts mehr für ihn tun. Doch sie stand nur da, starrte den britischen Forscher an und dachte: Es hätte genauso gut mich treffen können.

Als sie über die Trümmer hinwegstieg, entdeckte sie einen Vorhang, der die Hütte unterteilte. Sie schob ihn zur Seite. Und dort auf dem Boden sah sie zwei weitere Leichen, ein Mädchen im Teenageralter, nackt, und einen Bonobo. Der Kopf des Mädchens lag auf der Brust des Bonobos, als wäre sie bei dem Versuch gestorben, das Tier zu beschützen. Dann wurde Jenny schlagartig klar, dass die Rebellen das Mädchen vergewaltigt haben mussten, ehe sie es töteten. Das taten sie immer.

»Oh nein ...«

Jenny hatte die Worte kaum ausgestoßen, da hob das Mädchen den Kopf und sah sie an. Jenny erschrak so, dass sie aufschrie und nach Luft rang. Das Mädchen war klein, und ihr langes dunkles Haar stand ihr in dicken wilden Locken vom Kopf ab. Ihre glatte bräunliche Haut war blutverschmiert und

übersät mit Kratzern. Die feinen Züge ihres Gesichts waren mit Schmutz bedeckt. Sie sieht seltsam exotisch aus, dachte Jenny, ohne dass sie genau hätte sagen können, warum. Das Mädchen sah Jenny nur an mit ihren eindringlichen dunkelgrünen Augen.

»Bist du verletzt?«, fragte Jenny schließlich. »Haben sie dir etwas getan?«

Das Mädchen legte den Kopf wieder auf die Brust des toten Bonobos und begann laut schluchzend zu weinen.

»Bist du Dr. Stones Tochter? Wo ist deine Mutter?«

Das Mädchen weinte immer weiter, beide Hände auf den offenen Mund gepresst. Jenny ging zu ihr hinüber, kniete sich neben sie und nahm sie in den Arm.

»Es tut mir leid. Es tut mir so leid. Aber wir müssen fort. Hier ist es nicht sicher.« Jenny stand auf und ging noch einmal durch die Hütte, um zu sehen, ob die Leiche der Mutter irgendwo verdeckt lag. Aber sie fand kein Anzeichen von ihr. Dann begann sie, die orangefarbenen Notizbücher in Donald Stones Rucksack zu packen. Es war alles, was er hinterlassen hatte. »Zieh dir etwas an«, sagte sie zu dem Mädchen. »Pack ein, was du brauchst. Schnell. Wir werden nicht mehr zurückkommen.« Inmitten der Trümmer fand sie zwei Reisepässe und steckte auch diese ein. »Komm jetzt. Bitte. Ich kann dich doch nicht hier lassen.«

Zögernd stand das Mädchen auf und zog sich Jeans und ein T-Shirt an, immer noch schluchzend und mit zitterndem Kinn. Jenny hob ein gerahmtes Foto auf, dessen Glas zerbrochen war, und steckte es in ihren eigenen Rucksack. Erneut zischte eine Granate durch die Luft und explodierte ganz in der Nähe. Das Mädchen lief zurück zu dem toten Bonobo und warf sich weinend über ihn.

Jenny ergriff die schlaffe Hand des Mädchens, zog sie von

dem Tier weg und half ihr auf die Beine. »Es tut mir leid. Aber wir müssen an den Fluss gehen und versuchen, Hilfe zu finden.« Sie legte einen Arm um das Mädchen und schob sie Richtung Tür. »Kannst du sprechen?« Doch das Mädchen sagte nichts.

Gemeinsam verließen sie die Hütte und rannten über die Lichtung. Dann liefen sie durch den Regenwald, der hier und dort von freien Flächen voller Blumen, Orchideen, Lobelien und Strelitzien, durchbrochen war. Sie flohen über ausgetretene Pfade und unter dem sich wölbenden Blätterdach der Lebensbäume, Mahagonibäume und Eichen hindurch. Feuchter Dunst hing in schweren Schwaden in der Luft. Auf einmal wurden die Kampfgeräusche lauter, und die beiden begannen zu rennen, so schnell sie konnten. Jenny konnte Geschützfeuer hören, Explosionen und auch Schreie. Gelegentlich erhaschte sie einen Blick auf den heller werdenden Himmel, und während die Sonne immer höher stieg, stieß der Urwald langsam seinen dunstigen Atem aus. Als die Kriegsgeräusche sich wieder entfernten, wurden sie langsamer. Doch sie liefen den ganzen Tag weiter, bis die Sonne unterzugehen begann und sie schließlich im Gelb des späten Tageslichts zu einer grasbewachsenen Lichtung kamen. Dort hockten sie sich auf den Boden und aßen ein kaltes Mahl aus Früchten und Nüssen. Jenny konnte zwar keine Schüsse mehr hören, hatte aber dennoch Angst, Feuer zu machen.

»Ich bin Jenny. Jenny Lowe. Und wie heißt du?«

Doch das Mädchen sah sie nur an mit diesem traurigen Blick wie aus einer anderen Welt. Plötzlich liefen ihr Tränen über die Wangen. Jenny legte ihr einen Arm um die Schulter, und das Mädchen lehnte sich an sie und weinte.

»Schon okay. Du musst jetzt nichts sagen. Komm, wir schlafen erst mal ein wenig.«

Jenny wartete, bis das Schluchzen des Mädchens nachließ und sie gleichmäßig atmete. Dann legte sie ihren Kopf sanft ins Gras und deckte das Mädchen mit einem T-Shirt und einem Moskitonetz aus ihrem Rucksack zu. An einen Baum gelehnt saß sie selbst da und betrachtete das schlafende Mädchen. Sie hat wahrscheinlich einen Schock, dachte Jenny. Sie kann ja nicht mal sprechen. Jenny fragte sich, ob das Mädchen im Urwald aufgewachsen war. Wie ihr Leben in Zukunft wohl aussehen würde?

Sie dachte an ihren längsten Besuch bei Donald Stone zurück. Das musste jetzt fünfzehn Jahre her sein. Damals servierte er ihr Tee und Kekse mit Marmelade, die ihm aus England geschickt worden waren. Stone besaß einen Stromgenerator und einen Plattenspieler, auf dem er alte Opernplatten abspielte. Sie führten eine sehr lebhafte Diskussion darüber, welche der uralten Vorfahren der Menschen denn nun der Sprache mächtig gewesen seien. »Erectus«, sagte er, »der Homo erectus hatte bestimmt schon eine Sprache. Ich meine, sehen Sie sich die Belege für die Elefantenjagden in Spanien an. Sicher, es könnte auch nur eine Art Zeichensprache gewesen sein, aber das bezweifle ich. Der Urwald ist schließlich voller Sprachen. Hören Sie doch nur.« Er hielt inne und machte eine theatralische, weit ausholende Armbewegung. Das Camp war umschlossen von der undurchdringlichen Finsternis des Urwalds. Jenny lauschte auf die Geräusche des Dschungels, die zwischen den Bäumen widerhallten. »Sehen Sie«, sagte Stone. »Eine einzige Flut von Informationen, ein endloser Strom. Es ist der Große Strom. Der Große Strom, verstehen Sie? Alles spricht, sogar die Bäume.«

Sie hatte Donald Stone gemocht, seinen scharfen Verstand und seine schnelle Auffassungsgabe. Doch es hatte sie irritiert, dass er so gar nichts mit ihr zu tun haben wollte, der

einzigsten anderen Forscherin im Umkreis von eintausend Kilometern. Während sie in der Dunkelheit vor sich hin grübelte, schlief Jenny ein.

Als sie am nächsten Morgen aufwachte, war das Mädchen weg.

Erschrocken sprang Jenny auf, drehte sich im Kreis herum und spähte in den dunklen Dschungel hinein. Sie wollte schon laut rufen, erinnerte sich aber noch rechtzeitig an die Soldaten. Wie hatte das Mädchen einfach verschwinden können? War sie gekidnappt worden? Nein, wenn die Rebellen hier gewesen wären, hätten sie sie beide umgebracht. Dann hörte Jenny ein Rascheln, und als sie herumfuhr, sah sie das Mädchen aus dem Urwald kommen, mit einem Berg Früchte und Beeren vor sich im T-Shirt, das sie zu einem Tragebeutel umfunktioniert hatte.

Sie trat auf die Lichtung, als wäre Jenny gar nicht da, und legte die Früchte auf den Boden. Dann setzte sie sich daneben und nahm sich eine Avocado. Sie ritzte die Haut mit dem Fingernagel auf, teilte die Frucht mit einer raschen Drehbewegung in zwei Hälften und begann mit zwei Fingern das grüne Fruchtfleisch herauszulöffeln und zu essen. Zwischen den Bissen schmierte sie sich immer wieder etwas Fruchtfleisch auf die nackten Arme, so als wäre es eine Bodylotion. Jenny sah ihr fasziniert zu. Plötzlich schien das Mädchen sie zum ersten Mal zu bemerken. Sie hörte auf zu kauen und sah Jenny an. Dann griff sie nach einer Handvoll brauner Feigen und hielt sie ihr hin. Jenny ging quer über die Lichtung und nahm sie. Das Mädchen betrachtete sie aufmerksam und wartete. Jenny biss in eine der Feigen. Sie war innen rosa.

»Mmm. Die ist gut.«

Das Mädchen lächelte sie an und aß weiter.

»Kannst du sprechen?«

»Natürlich kann ich sprechen.«

Jenny atmete erleichtert auf. Jetzt kam ihr die Frage selbst albern vor. »Natürlich. Es ist nur so, dass gestern ...«

»Gestern ist vergangen. Heute ist alles anders.«

Jenny setzte sich dem Mädchen gegenüber hin, und eine Weile aßen sie schweigend weiter. »Ich bin übrigens Jenny. Wie heißt du?«

»Lucy.«

»Lucy. Das ist ein schöner Name. Und wie alt bist du?«

»Fünfzehn.«

»Wie hast du den Angriff überlebt?«

»Ich habe mich in den Bäumen versteckt.«

»Du bist Dr. Stones Tochter, nicht? Bist du hier aufgewachsen?«

»Ja.«

»Es tut mir so leid um deinen Vater.«

»Der Tod ist etwas Natürliches, aber ihrer war es nicht. Menschen bringen Leid, wohin sie auch kommen.«

»Hat dein Vater dir diese Ideen beigebracht?«

»Er hat mir alles beigebracht.«

»Und was ist mit deiner Mutter? Wo ist sie?«

»Sie ist auch gestorben.«

Jenny wollte schon die nächste Frage stellen, als Lucy plötzlich mit Essen innehielt und die Nase hob. »Der Wind hat sich gedreht«, sagte sie. »Ich kann den Fluss riechen. Es ist jetzt nicht mehr weit. Gehen wir.«

Auf ihrem Weg durch den Urwald schöpfte Jenny Zuversicht aus dem Selbstvertrauen des Mädchens. Lucy flog nur so dahin, und Jenny musste rennen, um Schritt zu halten. Mit ihrer Eile schreckten sie ein Fasanenpaar auf, das erobert gackernd in den Wald hineinfloh. Plötzlich hob Lucy warnend

die Hand. Jenny sah zuerst keinen Grund dafür, stehen zu bleiben. Bis aus den Bäumen eine Schlange hervorschoß, die so dick war wie ihr Bein und sich quer über den Pfad schlängelte. Als sie weg war, wollte Jenny fragen, woher Lucy schon vor dem Auftauchen der Schlange gewusst hatte, dass sie beide besser stehen blieben. Doch das Mädchen war bereits ein ganzes Stück weiter auf dem Pfad. Als sie dem Fluss näher kamen, konnte auch Jenny ihn riechen, und auf einmal gab es viel mehr Fliegen und Moskitos. Der Geruch des Flusses war unverkennbar, ein Gemisch von Düften und Schmutzwasser, von Leben und Tod. Die Bäumen standen jetzt viel dichter beieinander und ihre Stämme waren von Ranken und Kletterpflanzen umschlungen. Riesige weiße Blumen glänzten im Dunkel auf, zogen das wenige vorhandene Licht auf sich und strahlten es leuchtend wie Spitzengewebe wieder ab.

Schließlich erblickten sie die schwarze, metallisch glänzende Oberfläche des Wassers. Die Luft war stickig von Hitze und Feuchtigkeit. Sie beschleunigten ihre Schritte auf der letzten Wegstrecke noch einmal. Dann hob Lucy wieder die Hand, und sie blieben einen Moment stehen, um den Anblick des Kongo in sich aufzunehmen. Nilpferde suhlten sich im seichten Wasser und Krokodile sonnten sich auf dem silbrigen Sand. Träge floss das Wasser des Stromes dahin und umspülte sanft die vielen kleinen Inseln voll üppiger Vegetation. Von rechts kam eine Schar Kormorane heran, flog ein Stück den Fluss entlang und ließ sich dann auf der Wasseroberfläche nieder, die in Hunderte glitzernde Strudel aufbrach und sich dann allmählich wieder zu glänzender Schwärze schloss.

»Hier können wir nicht bleiben«, sagte Lucy. »Wir müssen flussabwärts gehen. Es gibt an dieser Uferseite einen Anlegeplatz, noch vor Lisala.« Sie wandte sich Richtung Westen und lief den Fluss entlang weiter, stets in respektvollem Abstand

zu den Krokodilen. Jenny folgte ihr in den schimmernden Nachmittag hinein.

Als sie den Anlegeplatz erreichten, stand die Sonne schon tief. Ein einfacher hölzerner Pier ragte aus dem Urwald in den langsam dahinfließenden Strom hinein. Dort ließen Lucy und Jenny sich nieder, aßen etwas und sahen auf den Fluss hinaus. Plötzlich schien sich Lucys Körper zu versteifen. Sie hob das Kinn.

»Schnell, wir müssen in den Wald.«

»Warum?«, fragte Jenny.

»Es kommt jemand.«

Jenny hatte nichts gehört, doch sie sammelten rasch ihre Früchte ein und zogen sich in das Dunkel zurück. Von ihrem Versteck aus konnten sie den Fluss überblicken. Eine halbe Stunde verging, ehe Jenny fragte: »Woher willst du wissen, dass jemand kommt?«

Noch ehe Lucy antworten konnte, hörte auch Jenny den Motor. Dann kam ein grauer Stahlkutter ins Blickfeld, mit an Deck montierten 40-mm-Geschützen. Das Schiff lag tief im Wasser, überfrachtet mit Männern, die mit Kalaschnikows und Panzerfäusten bewaffnet waren. Lucy und Jenny wagten kaum zu atmen, als das Boot vorbeituckerte und eine Fahne von Dieselrauch hinter sich herzog, die schwer über dem glänzend schwarzen Fluss hing.

In der Nacht schliefen sie wieder im Urwald und mussten einen Ameisenschwarm abwehren, der sich über sie hermachen wollte. Den ganzen folgenden Tag beobachteten sie den Fluss. Mittags sahen sie zwei aufgedunsene schwarze Leichen mit dem Gesicht nach unten vorübertreiben. Auf einer saß ein schwarz glänzender Rabe. Sie mussten noch eine weitere Nacht dort verbringen. Erst am Morgen darauf kam schließlich eine Familie in einem Holzboot, ein Mann, zwei Frauen

und ein kleines Kind, vorbei und nahm sie mit. Lucy kannte sie und unterhielt sich auf Lingala mit ihnen.

Sie waren kaum an Bord gegangen, da schlief Jenny auch schon auf einer Ladung würzigen Getreides in Leinensäcken ein. Als sie aufwachte, war es bereits später Nachmittag. Erst jetzt merkte sie, wie sehr die Anstrengungen der letzten Tage sie mitgenommen hatten, wie angespannt sie gewesen war.

Bei Sonnenuntergang erreichten sie ein kleines Dorf. Es war eine armselige Ansammlung von Hütten und Abfallhaufen in Ufernähe, mit frei herumlaufenden Schweinen und Hühnern und mit nackten Kindern, die sich hinter ihren Müttern versteckten, als Jenny und Lucy auftauchten. Ganze Schwärme von Kriebelmücken hingen in den wehenden Rauchschwaden der Kochfeuer. Lucy sprach mit einem Mann auf Lingala, und er führte sie zu einer Hütte am Rande des Urwalds. Aus dieser Hütte heraus verlief ein Kabel auf einen grob gezimmerten Holzturm hinauf, an dessen Spitze eine Metallantenne wie ein gekrümmter Finger gen Himmel wies.

Jenny folgte Lucy und dem Mann in die Hütte. Sie hörte dem Geplauder der beiden zu, verstand aber nicht mehr als ein paar Satzketten. Der Mann, dem das Funkgerät gehörte, war alt und verschrumpelt wie eine Nuss. Er trug ein Rolling-Stones-Shirt und Surfershorts. Der Hüttenboden war übersät mit Bierdosen, und in dem Raum stank es nach Urin und abgestandenem Zigarettenrauch. Der alte Mann hieß Denis, und wenn er lächelte, sah man, dass er nur noch einige wenige Zähne im Mund hatte. Mittlerweile drängten auch die Leute aus dem Dorf in die Hütte, um zu sehen, was vor sich ging.

Jetzt sprach Lucy Französisch mit Denis und gab Jenny ein Zeichen. »Er spricht Französisch«, sagte sie.

»Wie viele Sprachen sprichst du denn?«, fragte Jenny.

»Oh, nicht viele. Französisch und Lingala. Englisch natür-

lich. Italienisch und Spanisch. Ein wenig Deutsch. Niederländisch.« Lucy lachte. »Na, Niederländisch ist ja auch einfach.« Dann wirkte sie plötzlich verlegen und hielt inne.

Jenny sagte Denis auf Französisch, dass sie dringend mit David Meece, einem Diplomaten der britischen Botschaft in Kinshasa, sprechen müsse.

Denis setzte sich vors Funkgerät, sagte zuerst etwas auf Lingala und unterhielt sich dann mit jemand anderem auf Französisch, wobei er eine Marlboro rauchte und immer wieder an einer Dose Bud Light nippte. Sein Atem ging keuchend. Während er darauf wartete, dass jemand David Meece an den Apparat holte, trank er sein Bier aus und warf die Dose schep-pernd auf den Boden. Schließlich drang die Stimme eines Mannes aus dem Funkgerät, der Französisch sprach. Denis stand auf und bedeutete Jenny, dass sie sich nun setzen dürfe. Sie nahm das Mikrofon zur Hand.

»David? Spricht dort David Meece? Hier ist Jenny, over.«

»Mein Gott, Jenny. Ja, hier ist David. Geht's dir gut, over?«

David Meece stammte aus einer Diplomatenfamilie, alter Geldadel aus London, und war einer von denen, die sogar in der Hitze Afrikas stets eine Fliege trugen. Jennys ältester Freund Harry Prenderville, ein Arzt, der einmal im Jahr nach Afrika kam und ehrenamtlich für Ärzte ohne Grenzen arbeitete, hatte sie mit David Meece bekannt gemacht, als sie zum ersten Mal auf den Schwarzen Kontinent kam. Und sie waren schnell Freunde geworden. David hatte Jenny schon mehr als einmal aus der Klemme geholfen.

»Sie haben Stone umgebracht. Die Lage hier ist völlig verworren. Ich habe seine Tochter bei mir. Wir sind mit ein paar Einheimischen flussabwärts gefahren, sitzen jetzt in einem Dorf und hoffen, dass du uns hier herausholen kannst, over.«

»Das kann ich auf jeden Fall.«

»Gott sei Dank.«

»Kannst du mir die Koordinaten deines Standorts nennen, over?«

»Warte kurz, David.«

Jenny fragte den alten Mann auf Französisch, ob er den Längen- und Breitengrad seines Dorfes kenne. Er kramte eine Weile in einer Schreibtischschublade herum und zog schließlich ein mobiles GPS hervor. Jenny riss die Augen auf, drückte den Mikrofonknopf und sagte: »Moment noch, David, sie haben hier ein GPS-Gerät, ob du's glaubst oder nicht, over.«

Jenny hörte, wie er lachte. »Mich überrascht so schnell nichts mehr«, erwiderte er.

Am nächsten Morgen hörten sie den Hubschrauber schon lange, bevor sie ihn sahen. Er kam dröhnend herangeflogen und kreiste ein paarmal über ihnen, ehe er auf einer nahe gelegenen Lichtung landete. Das ganze Dorf kam angerannt, um die Maschine in Augenschein zu nehmen. Vier Stunden später landeten sie auf dem Flughafen von Kinshasa. Und nach einer weiteren Stunde saßen sie in einem Büro der Botschaft und sahen zu, wie David Meece in aller Eile seine Sachen zusammenpackte.

»Die Rebellen sind nur noch ein paar Meilen von der Stadt entfernt. Wir haben ein Flugzeug, das uns nach London bringt. Ich kann dich natürlich mitnehmen, aber was ist mit dem Mädchen?«

»Ich habe die hier gefunden.« Jenny fischte die beiden Reisepässe aus ihrem schmutzigen Rucksack und reichte sie David. Er öffnete den einen Pass und legte ihn mit einem traurigen Kopfschütteln beiseite. Dann griff er nach dem anderen und betrachtete ihn stirnrunzelnd. Jenny sah über seine Schulter und verstand Davids Gesichtsausdruck: Der Reisepass war ausgestellt worden, als Lucy vier Monate alt war. David tippte

mit dem Finger darauf und murmelte: »Das Foto ist gar nicht das Problem ... Kein Visum. Ist sie etwa seit vierzehn Jahren illegal im Land?«

»Ich weiß nicht. Lucy?«

»Ich verstehe nicht«, sagte Lucy.

»Hast du irgendwelche Familienangehörigen in England, die für dich bürgen können?«, fragte David.

»Nein, Sir.«

»Keinen einzigen? Wirklich nicht?«

»Ich bin im Dschungel aufgewachsen. Ich war nur einmal in London. Als Baby.«

»Wie ungewöhnlich.« David dachte eine Weile nach, dann sagte er: »Nun, im Augenblick müssen wir vor allem hier raus.«

Jenny sah das Mädchen an, so klug, so exotisch und selbst unter all dem Schmutz irgendwie vollkommen rein. Was sollte nur aus Donald Stones Tochter werden? Lucy wirkte, als stünde sie immer noch unter Schock.

»Ich höre Schüsse.«

»Sie hat ein unglaublich gutes Gehör«, sagte Jenny. »Wenn Lucy sagt, sie kommen, dann kommen sie.«

»Dann kommt mit. Schnell, schnell. Wir reden im Flugzeug über alles.«

Das Militärflugzeug wartete mit laufenden Motoren auf der Startbahn. Dutzende Diplomaten und Geschäftsleute hasteten die Laderampe hinauf. Als auch Jenny und David mit Lucy zwischen sich darauf zueilten, blieb das Mädchen plötzlich stehen. »Komm weiter, Lucy«, sagte Jenny. »Wir müssen uns jetzt beeilen.« Doch Lucy wurde ganz starr und stand mit weit aufgerissenen Augen da. »Was ist denn los, Lucy?«

»Ich bin noch nie in einem so großen Flugzeug geflogen. Nur als ich ein Baby war.«

»Ich kann dir versichern, dass es absolut ungefährlich ist«, sagte David. »Jedenfalls ungefährlicher als hierzubleiben.«

Jenny nahm Lucy bei der Hand, doch Lucy entzog sie ihr und brach in Tränen aus. David griff in seine Aktentasche und holte ein Fläschchen mit Pillen heraus. Er schüttete sich eine in die Hand und hielt sie Jenny hin. »Gib ihr die. Davon schläft sie ein.«

»Was ist das?«

»Bloß Valium. Fünf Milligramm. Das verträgt sie schon.« Er reichte Jenny das Fläschchen. »Hier, behalt sie. Ich kann jederzeit wieder welche bekommen.«

Jenny überredete Lucy, die Pille zu nehmen, indem sie ihr erklärte, dass sie sich dann schon bald besser fühlen würde und dass sie jetzt wirklich einsteigen müssten. Als auf dem Gelände des Flughafens eine Granate explodierte, setzte sich Lucy schließlich wieder in Bewegung und stieg mit ihnen die Rampe hinauf in das dunkle Innere des Flugzeugs. Sie bekamen die letzten drei Plätze. Die Sitze aus Rohrgestänge mit Segeltuchlehnen waren klein und unbequem und eigentlich für Truppentransporte gedacht. Die Laderampe war noch nicht ganz geschlossen, da rollte das Flugzeug bereits an. Und alle Passagiere jubelten, als die Räder des Fahrgestells endlich von der Startbahn abhoben.

Lucy schloss die Augen und presste die Hände auf die Ohren, doch nach einer halben Stunde Flug schlief sie bereits tief und fest. Jenny betrachtete das schlafende Mädchen eine Weile, dann fragte sie David: »Was meinst du? Was sollen wir mit ihr machen?«

»Das weiß ich wirklich nicht.«

»Wir können sie doch nicht einfach in ein Waisenhaus stecken.«

»Welche Wahl haben wir denn?«

»Ich weiß auch nicht. Aber ich habe sie herausgeholt. Und jetzt fühle ich mich irgendwie für sie verantwortlich. Ich könnte versuchen, ihre Familie zu finden.«

»Sie sagt doch, sie hat keine Familie.«

»Sie sagte, ihre Mutter sei tot, aber es gibt sicher noch irgendwen. Menschen kommen doch nicht einfach so aus dem Nichts.«

»Nun, Stone hatte keine lebenden Angehörigen mehr, das weiß ich zufällig. Er war der letzte seiner Linie. Die Familie hatte mal Geld, war aber zum Schluss ziemlich heruntergekommen. Und falls das Mädchen Verwandte mütterlicherseits haben sollte, meinst du, die nehmen sie auf?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Jenny. »Ich will zurück nach Hause.«

»Nun, mitnehmen kannst du sie jedenfalls nicht.«

»Wenn du das mit ihrem Pass regelst, könnte ich das schon.«

»Das würdest du tun? Du würdest sie mit nach Hause nehmen?«

»Na ja, nur für ein paar Wochen. Bis ich ihre Verwandten ausfindig gemacht habe.«

»Du kennst sie doch gar nicht, Jenny. Und außerdem weiß ich nicht, ob ich mit ihrem Pass etwas machen kann. Die britischen Behörden sind furchtbar kleinlich geworden.«

Jenny starrte auf ihre Hände, die in ihrem Schoß lagen. »Ach, ich kann jetzt nicht vernünftig denken. Ich muss erst mal ein bisschen schlafen.« Damit legte sie sich ihr Halstuch über die Augen und schlief auf der Stelle ein.

Zwei Stunden später wachten beide, Jenny und Lucy, mit verquollenen Augen wieder auf. Jenny gähnte und tätschelte Lucy die Hand. »Siehst du? Es ist alles in Ordnung.«

Lucy sah sich vorsichtig um. »Fliegen wir?«, fragte sie Jenny dann flüsternd, als wäre es ein Geheimnis.

»Ja.« Jenny zeigte aus dem kleinen Fenster. »Schau.«

»Oh. Oh. Ich habe Angst.«

»Das musst du nicht. Wir sind vollkommen sicher. Lucy, du zitterst ja.«

»Darf ich dir eine Geschichte erzählen? Das beruhigt mich immer. Papa ließ mich immer eine Geschichte erzählen, wenn die Großkatzen kamen und ich Angst bekam.«

»Wirklich? Ja, natürlich kannst du das tun. David, Lucy will uns eine Geschichte erzählen.«

»Großartig. Der Film auf diesem Flug taugt sowieso nichts.«

»Wie bitte?«

»War nur ein Witz. Dann also los. Erzähl uns eine Geschichte.«

»Hmm.« Lucy neigte nachdenklich den Kopf, dann begann sie:

Im Meer, mein allerliebster Liebling, lebte einmal ein Wal, und der fraß Fische. Er fraß den Mondfisch, den Thunfisch und den Tintenfisch, die Qualle und die Scholle, die Makrele und die Garnele, die Sirene und die Muräne, und auch den quirlichen, wirbligen Aal fraß der Wal. Alle Fische, die er im ganzen weiten Meer finden konnte, fraß er mit seinem Maul – so! Bis schließlich im ganzen weiten Meer nur ein einziger kleiner Fisch übrig blieb, und das war ein kleiner Schlaufisch, der hinter dem rechten Ohr des Wals schwamm, um allen Gefahren aus dem Weg zu sein. Da stellte sich der Wal auf die Schwanzflosse und sagte: »Ich habe Hunger.«

Und der kleine Schlaufisch sagte leise und schlau: »Edler und großmütiger Meeressäuger, hast du schon einmal Mensch probiert?«

Eine Stunde lang rezitierte Lucy auswendig Geschichten und Gedichte, und mit der Zeit sammelten sich auch andere Passagiere um sie, um zuzuhören. Zu guter Letzt sagte sie

sogar noch Lewis Carrolls Nonsens-Gedicht *Jabberwocky* auf. Dann verkündete sie übergangslos, dass sie nun müde sei, und schlief sofort wieder ein.

Jenny betrachtete die schlafende Lucy in ihren schmutzigen Kleidern.

»Bist du dir auch ganz sicher?«, fragte David. »Ich meine, dass du sie mit nach Hause nehmen willst?«

»Nein. Keineswegs. Aber als ich sie dort im Dschungel fand, verängstigt, allein ... ihr Vater erschossen ... ich weiß nicht. Es war einfach schrecklich, David. Und jetzt das: Sie rezitiert Shakespeare und Kipling. Was soll ich denn da machen? Sie sich selbst überlassen?«

»Die meisten Leute würden es tun.«

»Ich glaube nicht, dass ich das könnte. Sie erinnert mich an die Mädchen in dem Heim, in dem ich zu Hause ab und zu ehrenamtlich arbeite. Ich würde mich immer fragen, was aus ihr geworden ist, weißt du.«

David schien einen Augenblick lang in Gedanken versunken. »Wenn ich so drüber nachdenke«, sagte er dann, »fällt mir schon jemand ein, der uns mit diesem Pass helfen könnte.«

»Wer denn?«

»Zwei Typen vom Special Air Service, die mir noch einen ziemlich großen Gefallen schulden. Ich habe sie mal aus einem kongolesischen Gefängnis herausgeholt.«

»Ich glaube, daran erinnere ich mich.«

»Nun, die beiden waren schon richtige Schlägertypen und gehörten, offen gesagt, eigentlich auch ins Gefängnis, wenn du mich fragst. Aber als wir sie draußen hatten, betonten sie ausdrücklich, dass ich mich jederzeit an sie wenden könnte, wenn ich mal irgendwas brauche – je unorthodoxer, desto besser. Und ich glaube, das meinten sie auch wirklich ernst.«

Heathrow wimmelte nur so von afrikanischen Flüchtlingen, viele darunter in Stammestracht, und haufenweise geflohenen Geschäftsleuten, die lautstark auf einer Vorzugsbehandlung bestanden. David machte sich das Durcheinander zunutze und schob Jenny und Lucy an den Kopf der Schlange. Er hielt dem Beamten sofort seinen Diplomatenpass unter die Nase, worauf der nur noch einen flüchtigen Blick auf Jenny und Lucy warf und sie durchwinkte.

Nachdem sie auch die Zollabfertigung sicher hinter sich gebracht hatten, telefonierte David, dann holte ein Wagen sie ab und fuhr sie zu einer Wohnadresse in London namens Heygate Estate. Der Wagen hielt vor einem hohen Betonwohnblock, in dessen zerbrochenen Fenstern sich zerrissene Gardinen blähten. Das Apartment, das sie betraten, war sogar noch scheußlicher, als Jenny es sich vorgestellt hatte.

»Tut mir leid«, sagte David. »Aber hier arbeiten diese Leute nun mal, aus Gründen der Sicherheit. Ich verspreche, dass wir euch hier so schnell wie möglich herausholen.« Jenny sah sich in dem kleinen Apartment um und stellte fest, dass Badewanne und Dusche nicht zu benutzen waren. Aber die Toilette funktionierte glücklicherweise.

Ein paar Stunden später kam ein Mann von massiger, leicht gebeugter Gestalt, der mit seinem billigen Anzug und dem abgetragenen Trenchcoat genauso ein städtischer Angestellter hätte sein können. »Geben Sie mir den Pass«, sagte er zu David. Der Mann musterte den alten Ausweis einen Augenblick und sah dann Lucy an, die an die Wand gelehnt auf dem Boden hockte, die Arme um die schmutzigen Knie geschlungen. Er ging zu ihr hinüber und kniete sich neben sie.

»Nun bist du also hier«, sagte er. »Hast sicher 'ne Menge durchgemacht, hm?« Lucy schwieg. »Hat's dir gleich die Sprache verschlagen, hm? Na, schon gut.« Er griff in seine Tasche,

zog einen kleinen bunten Plastikbeutel hervor und bot ihn Lucy an. Doch sie starrte ihn nur an. »Nimm ruhig. Das sind Gummibärchen. Bin selbst ein großer Gummibärchen-Fan.« Schließlich nahm Lucy den Beutel und hielt ihn in der Hand.

Der Mann richtete sich lächelnd wieder auf. Dann zog er einen der Holzstühle mit einem kratzenden Geräusch über den Fußboden und stellte ihn an eine Wand. »Setz dich da bitte hin.« Jenny wischte Lucy mit einem feuchten Tuch den Schmutz aus dem Gesicht und versuchte, so gut es ging, ihr Haar zu glätten. Dann machte der Mann mit einer Digitalkamera ein Foto von Lucy und ging wieder.

Auch David ging, kam aber kurz darauf mit chinesischem Essen aus einem Takeaway zurück. Jenny aß hungrig, doch Lucy starrte nur auf ihren Teller. Als Jenny ihr zuredete, doch auch etwas zu essen, fragte Lucy: »Wird mir auch nichts passieren?«

»Aber nein, Schatz. Du kommst mit zu mir nach Hause, und dann werden wir versuchen, deine Familie zu finden.« Jenny sah David an, doch der runzelte skeptisch die Stirn. Sie zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf.

Über Nacht ließ David die beiden allein. Jenny meinte Lucy im Schlaf aufschreien zu hören, war aber selbst zu müde, um nachzusehen.

Am nächsten Tag war David frühmorgens wieder da, und kurze Zeit darauf erschien noch ein anderer Mann. Er sah aus wie ein Lastwagenfahrer in Jeans und Flanellhemd und reichte David einen in Seidenpapier eingewickelten, brandneuen britischen Reisepass. »Sie haben das nie gesehen«, sagte er. »Und Sie haben mich nie getroffen. Jetzt sind wir quitt, glaub ich, Kumpel.«

»Allerdings. Super. Vielen Dank.« Doch der Mann hatte schon auf dem Absatz kehrtgemacht und war verschwunden.

David fuhr Jenny und Lucy zum Flughafen und stand noch einen Moment mit ihnen am Bordstein inmitten der lärmenden Busse und Taxen.

»David, versprich mir bitte, dass du bei der Suche nach Lucys Familie helfen wirst.«

»Natürlich.«

»Es muss irgendwen geben. Du wirst es tun, nicht wahr?«

»Auf jeden Fall.« Und zu Lucy gewandt sagte er noch: »Du bist eine junge Lady mit sehr viel Glück.« Dann umarmte er Jenny zum Abschied, stieg wieder ins Auto und fuhr davon.

Und fünfzehn Stunden später saßen Jenny und Lucy in Harry Prendervilles Auto, das sie zu Jennys efeubewachsenem Haus in einem ruhigen Vorort im Norden Chicagos brachte.

Lucy sah zum Mond hinauf und dachte: Er sieht so blass und matt aus hier. Flach, nicht rund. Die Sterne und Planeten wirkten, als würden sie in dem Nebel ersticken, der von diesem neuen Ort aufstieg, an den es sie verschlagen hatte. Sie sah die ganze Nacht lang zu, wie der Nebel hochstieg. Am Morgen sah sie den Mond schwinden und hörte, wie Hunde anfangen zu bellen. Die Hunde machten ihr Angst.

Als Jenny schlafen gegangen war, hatte Lucy das Fenster geöffnet, um Luft hereinzulassen. Sie zog ihre Kleider aus, legte sich aufs Bett und blickte durch die Baumäste in den Himmel hinauf. Als der Mond ins Blickfeld rückte, spürte sie Traurigkeit in sich aufsteigen und Heimweh überkam sie. Sie dachte an ihr Zuhause und daran, dass sie es wahrscheinlich nie wiedersehen würde. Wie sehr sie sich danach sehnte, die Aromen des Dschungels zu atmen, die Millionen Düfte von Blumen und Dung, von Wasser und Leben, von explodierendem Wachstum und ewiger Fäulnis. Sie wollte das wilde Kreischen, den Gesang des Urwalds wieder hören.

Jenny war freundlich zu ihr, und Lucy wusste, dass sie sie nur beschützen wollte. Aber Lucy hatte das Gefühl, dass sie diesen neuen Ort nie verstehen würde. Sie wusste, dass sie dankbar sein sollte für alles, was sie hatte, dankbar dafür, am Leben zu sein. Jenny hätte sie für tot halten, sie im Dschungel zurücklassen können. Lucy versuchte Dankbarkeit zu empfinden, während sie dort lag, doch sie spürte nur Einsamkeit, Trauer und sogar Wut.

Die ersten Nächte hatte sie weinend im Bett gelegen und den entfernten Mond betrachtet. All das viele Licht, dachte sie. Im Urwald war es dunkel gewesen, doch hier leuchtete die Nacht wie ein phosphoreszierender Pilz. Sogar wenn der Mond sank, blieb immer noch ein Schimmern. Lucy wusste, dass sie nicht im Urwald hätte bleiben können. Die Soldaten wären zurückgekommen. Jenny hatte gesagt, dass sie sich an diesen Ort hier gewöhnen würde, doch da hatte Lucy wenig Hoffnung. Das Essen war seltsam. Das Wasser schmeckte schlecht. Und sie hasste die Kleidung. Wolken zogen über den Mond. Sie sog den Geruch der Luft ein und wusste, dass es heute Nacht nicht regnen würde. Gut, denn sie fürchtete sich vor einem weiteren Gewitter. Im Urwald hatte sie die Gewitter geliebt. Wenn eines niederging, hatten sie alle zusammen oben auf dem Bergrücken im zuckenden Blitzlicht und strömenden Regen getanzt. Sie dachte an Großpapa Dondi, wie er Äste abbrach und herumschwang, und an Faith und Viaje, die furchtsam in die Bäume flüchteten. Doch an diesem Ort hier wohnten die Leute viel zu dicht beieinander. Lucy fragte sich, was sie wohl sagen würden, wenn sie sie tanzen sähen.

Sie schwang die Beine aus dem Bett und stand zitternd in der kalten Nachtluft da. Der Sommer war fast vorüber. Jenny sagte, dass es noch kälter werden würde, kälter, als sie es erlebt hatte. Und sie sagte auch, dass Lucy nach England zurück und zur Schule gehen müsse. Lucy ging durchs Zimmer, schloss das Fenster und legte sich wieder ins Bett, diesmal unter die Laken. Sie versuchte sich vorzustellen, wie der Schnee sein mochte. Auf Bildern hatte sie ihn schon gesehen. Festes Wasser. Was für eine seltsame Vorstellung. Sie fragte sich, wie er sich wohl anfühlte, und versuchte darüber einzuschlafen, doch die Maschinen auf der großen Straße brummten immer noch. Autos. Lastwagen. In der Ferne piff klagend ein Zug.

Auch hier hörte sie die Geräusche der Nacht, doch sie sagten ihr nichts, sie verstand sie nicht. Im Urwald wusste Lucy stets, ob ein Laut von einem Affen oder einem Vogel, von einer Katze oder einem Schwein stammte. Wenn sie dort ein Geräusch oder eine Stimme hörte, konnte sie sagen, ob es etwas Gutes oder Schlimmes war oder etwas, das sie nicht weiter kümmern musste. Das entfernte Heulen einer Sirene, hatte Jenny ihr erzählt, bedeutete, dass etwas Schlimmes passiert war. Aber was war dieses Schlimme? Und wer mochte da in Schwierigkeiten stecken? Jenny hatte ihr geraten, die Geräusche einfach zu ignorieren, weil man nie genau sagen könne, was sie bedeuteten. Wenn sie sich so etwas im Urwald angewöhnt hätte, dachte Lucy, wäre das lebensgefährlich geworden.

Die Nacht war halb vorüber, ehe es ruhiger wurde auf der Straße. Der Lärm der Maschinen schwand, und Lucy driftete langsam in den Schlaf. In ihren Träumen war sie wieder im Urwald, und Papa hörte ihr zu, wie sie auf Französisch aus dem Buch von Montaigne vorlas: »Die bloße Buchgelehrsamkeit ist unerquicklich.« Der Tag neigte sich dem Ende zu, und sie fühlte sich sicher in ihrem Zuhause. Doch sie machte sich Sorgen, weil ihr Vater von seinem letzten Malariaanfall noch so schwach war. Er hatte die Krankheit schon vor langer Zeit bekommen, noch ehe es gute Medizin dagegen gab. Und diesmal hatte er tagelang im Bett gelegen.

Dann begannen in der Ferne die Explosionen. Ihr Vater hörte auf zu lesen und ließ das Buch in den Schoß sinken. Lucy hatte ihn noch nie so besorgt gesehen. Er wandte ihr sein kantiges Gesicht zu und sah sie eindringlich an mit seinen Augen, die so blau waren wie kühles Bergwasser, doch jetzt blutunterlaufen von der Krankheit. Sein graues Haar war wirr und seine Haut bleich. Sie lauschten auf die näher kommenden Gewehrschüsse und konnten schon beißenden Rauch riechen,

da sagte ihr Vater zu ihr: »Geh mit Viaje und den anderen und versteck dich. Ich kann nicht so schnell laufen. Dazu bin ich zu schwach. Du musst dich in den Bäumen verbergen.« Er gab ihr einen Kuss, ehe er noch hinzufügte: »Ich liebe dich, Lucy. Vergiss das nie.« Und Lucy folgte den anderen in den Urwald. Obwohl sie jetzt schlief, war ihr vage bewusst, dass sie sich in einem Traum befand, und sie versuchte, ihm zu entkommen. Sie wollte etwas zu ihrem Vater sagen, doch sie konnte nicht sprechen.

Zusammen mit Toby, Viaje und Faith kletterte sie in die Bäume hinauf und sah, wie die Soldaten in unordentlichen Reihen heranrückten, wie unheimliche Lichter in der Finsternis zuckten und Granaten explodierten. Ihr Vater duckte sich in die Hütte, und dann kam kreischend Leda aus dem Urwald angerannt und versuchte, die Hütte zu erreichen und ihn zu beschützen. Ein Soldat hob sein Gewehr und schoss. Der laute Knall zerriss die Luft. Leda zuckte zusammen und taumelte in die Hütte hinein. Als Lucys Vater in der Tür auftauchte, eröffneten gleich mehrere Soldaten auf einmal das Feuer. Rücklings fiel er in die Dunkelheit. Toby, Viaje und Faith schrien auf, und da erschossen die Soldaten auch sie. Schockiert sah Lucy sie zu Boden fallen. Dann plünderten die Soldaten die Hütte und zogen wieder ab.

Erschrocken fuhr Lucy aus dem Schlaf auf. Einige Nächte lang hatte sie versucht, wach zu bleiben, um diesem Traum zu entgehen. Aber selbst wenn sie nicht einschlief, war es stets das Gleiche. Sie erinnerte sich an das Geschehene und konnte nicht verhindern, dass sie den Angriff in Gedanken immer und immer wieder durchging.

Sie war aus dem Urwald gelaufen, sobald die Soldaten abgezogen waren. Die anderen hatten Angst und blieben zurück. Doch Lucy rannte in die Hütte und sah ihren Vater auf dem

Boden liegen. Weinend warf sie sich über ihn. Und dann fand sie Leda, hinter dem Vorhang, nahm auch sie in die Arme und weinte und weinte.

Lucy konnte sich nicht mehr erinnern, wie lange sie so dagelegen hatte. Ihr Mund war ganz trocken geworden vom Weinen. Ihre Augen hatten wehgetan. Und dann war Jenny gekommen.

Lucy döste wieder ein. Als sie aufwachte, war der Mond schon verschwunden, und es wurde langsam hell. Im Urwald hatte sie die Augenblicke des beginnenden Morgens geliebt, das Crescendo der Stimmen in den Bäumen; die aufsteigenden Gerüche des Lebens um sie herum; die durch den Dämmer des Urwalds streichenden Großkatzen; und dann der Aufgang der Sonne, die einzelne Lichtstrahlen in die Dunkelheit sandte, als ob sie nach etwas suchte. Als Lucy jetzt die Sonne hinter dem Fenster aufgehen sah, tat sie ihr richtig leid. Sie war so schwach geworden. Lucy fürchtete, dass ihre Wärme ganz dahinschwänden und alles erfrieren würde. Das war nur ein kindischer Gedanke, das wusste sie. Ihr Vater hatte ihr alles über den Kosmos beigebracht. Aber manchmal konnte sie ihre Gedanken einfach nicht kontrollieren.

Sie lag im Bett und versuchte, gar nicht zu denken. Doch ein Wort drang an die Oberfläche: Schule. Ihr Vater, der ihr einziger Lehrer gewesen war, hatte ihr von der Schule erzählt, aber sie konnte sich noch immer nicht vorstellen, wie es dort sein mochte. Sie fürchtete, dass es zu viele Menschen geben würde. Und dass es laut sein würde. Überhaupt war alles in dieser neuen Welt laut. Sie konnte schon wieder das Brummen von der Straße hören. Manchmal kamen tagsüber Männer mit schrecklichen Maschinen, mähten überall an der Straße das Gras und bliesen alles mit einem fürchterlichen Getöse

herum. Lucy verkroch sich immer zitternd in ihrem Zimmer, wenn sie kamen.

Jetzt konnte sie Jennys Kaffee riechen. Vor einer Weile schon hatte sie sie aufstehen hören. Jenny war auf Zehenspitzen ins Badezimmer geschlichen. Doch Lucy hatte sie natürlich gehört. Kein Wunder, dass Jenny nicht leise sein konnte, dachte Lucy. Wie sollte sie es denn lernen, wenn sie in einer so lauten Welt lebte? Lucy kannte die Stille. Termiten, dachte sie. Termiten sind still, selbst wenn sie ihre Geräusche machen. Stille Geräusche.

Als Jenny und sie nach ihrer langen Reise angekommen waren, hatte Jenny Lucy ihr Zimmer gezeigt. Zuvor waren sie viele Tage unterwegs gewesen, und Lucy hatte die ganze Zeit Kleider getragen. Doch sobald sie das erste Mal allein war, hatte sie sie sich wieder vom Leib gerissen und das Gefühl der Freiheit genossen. Sie hatte dagestanden und sich in diesem seltsamen Zimmer umgesehen, das vollgestopft war mit Dingen, die sie bisher nur aus Büchern kannte: die gerahmten Drucke von Monets Seerosen an der Wand, die Vase mit den getrockneten Gräsern darin, ein hübscher Teppich, ein Schreibtisch, Lampen, ein großes Bett mit geblümter Überdecke, eine Schachtel Papiertaschentücher und ein elektrisches Radio, das mit leuchtend roten Ziffern die Zeit anzeigte.

An diesem ersten Tag war Lucy nackt quer durchs Zimmer gelaufen, zur Stehlampe hinüber. Und hatte sie eingeschaltet. Und dann wieder ausgeschaltet. Und wieder eingeschaltet, und ausgeschaltet, und ein, und aus, immer und immer wieder. Lucy staunte über das Licht und spürte seine Wärme. So viel Licht, dachte sie. Die Straße war die ganze Nacht lang hell erleuchtet wie eine Theaterbühne für Schauspieler. Doch es kam nie jemand. Ihr Vater hatte das Licht stets streng eingeteilt, weil sie oft nicht genügend Treibstoff für den Stromgenerator

gehabt hatten. Aber wenn sie welchen hatten, dann machte er am Abend Licht, spielte auf einem alten Plattenspieler Musik und brachte Lucy bei, Arien zu singen.

An diesem ersten Tag in ihrem neuen Zuhause hatte Lucy, als sie die Lampe ein- und ausschaltete, noch ein anderes Geräusch gehört. Es war ganz schwach und kam vom Fußboden. Sie hielt inne, um zu lauschen: Es waren Termiten. Still, aber doch nicht geräuschlos. Ein schönes und vertrautes Geräusch. Hier lebte also doch etwas und fraß am Haus. Lucy nahm eines der toten Gräser aus der Vase, ging lächelnd zur Wand und dachte an das, was ihr Vater immer gesagt hatte: Das Leben bahnt sich einen Weg. Sie schob den Grashalm in die kleine Ritze zwischen Wand und Fußboden. Seit sie den Urwald verlassen hatte, musste sie stets so seltsame Dinge essen. Da waren Termiten doch mal eine schöne Abwechslung.

Als sie auf dem Fußboden hockte, lauschte und mit dem Grashalm in der Ritze fischte, trat Jenny in die Tür.

»Guten Morgen, Lucy. Was machst du denn da?«

»Termiten suchen.«

»Termiten? Wirklich? Termiten?«

»Sie sind unter dem Fußboden. Sie schmecken gut. Möchtest du auch welche?«

»Hm, im Kongo habe ich mal welche probiert. Die haben gut geschmeckt. Ich wusste gar nicht, dass es in diesem Haus Termiten gibt. Aber wer weiß, mit welchen Chemikalien unsere Termiten hier verseucht sind. Ich hätte Angst, sie hier einfach so zu essen.«

Lucy hielt inne und zog mit enttäuschter Miene den Grashalm heraus.

»Wahrscheinlich hast du recht. Ich habe mich einfach gefreut, als ich merkte, dass da Termiten sind. Das Essen hier ist so seltsam.«

Die Schule begann an einem kalten, nieseligen Tag. Lucys Aufnahmetest war in allen Fächern so gut ausgefallen, dass sie eigentlich gar nicht mehr zur Schule hätte gehen müssen. Ihr Vater hatte erwartet, dass sie in London gleich das College besuchen würde. Doch an der Highschool schlug man vor, Lucy aufgrund ihrer ungewöhnlichen Lebensumstände dennoch in die Abschlussklasse einzuschulen. Das werde ihr Zeit geben, sagten die Lehrer, sich an alles zu gewöhnen.

Lucy hatte sich vor den vielen Schülern und dem Lärm gefürchtet, stellte aber überrascht fest, dass es aufregend und unglaublich faszinierend war, von Mitschülern umgeben in einem großen Klassenzimmer zu sitzen. Noch nie war sie mit so vielen anderen auf so engem Raum zusammen gewesen. Sie fand es seltsam und anfangs auch wunderbar, unter all diesen zerbrechlichen, zierlichen Geschöpfen zu sitzen, so dicht gedrängt in einem Klassenzimmer, dass es schien, als könnten sie jeden Moment die kritische Masse erreichen und reine Energie freisetzen.

Die gekachelten Flure des Gebäudes hallten wider von Rufen und Schreien, und als sich Lucy zwischen den Unterrichtsstunden einen Weg durch die Menge bahnte, dachte sie unwillkürlich, dass das alles in mancher Hinsicht doch sehr dem Urwald glich: das Gekreische und Geschrei und das ständige Hin und Her. Die Schüler hier wetteiferten auf genau dieselbe Art und Weise um einen guten Rang in der Hierarchie und wollten ihren Status demonstrieren. Lucy sah, wie die

Mädchen mit dem höchsten Status ganz vorn beim Eingang der Cafeteria Hof hielten und sich dabei immer wieder mit kleinen Gesten gegenseitig berührten. Sie ließen sich von einigen bevorzugten Jungs etwas an den Tisch bringen, die braun gebrannt und sportlich waren und sich in die Brust warfen, um größer zu wirken. Diese Jungen und Mädchen mit dem höchsten Status zogen die meisten Blicke auf sich, während alle, die in der Hierarchie unter ihnen standen, sich mit hängenden Schultern um sie herumdrückten oder vorsichtig von ihnen fernhielten.

Lucy nahm jeden einzelnen Geruch wahr, als sie den Flur entlang zum nächsten Klassenzimmer ging: die ganze Palette an Chemikalien, die hier seit Jahrzehnten versprüht wurden; den allgegenwärtigen Geruch der Weichmacher im Plastik; den stechenden Duft der Aluminiumsalze in den Deodorants, die alle benutzten; die eklig süßlichen Rasierwasser, Parfüms und all die unzähligen Lotionen und Tinkturen für Haut und Haar, deren flüchtige Bestandteile an ihr vorüberwehten, während sie durch diese Chemie-Suppe schwamm.

Als Lucy im Klassenzimmer saß, staunte sie, in welchem Ausmaß um sie herum kommuniziert wurde. Hier war sie umgeben von Geschöpfen, die sich wie sie selbst völlig zu Hause fühlten im Großen Strom, zu dem die Erwachsenen den Zugang verloren zu haben schienen. Die Schüler agierten alle auf verschiedenen Ebenen gleichzeitig, so als sei jeder einzelne von ihnen zwei oder sogar drei Personen zugleich. Eine hörte dem Lehrer zu und folgte dem Unterrichtsthema. (Oder auch nicht.) Eine andere warf sich demonstrativ in Pose, um den Mitschülern zu zeigen, wie wichtig sie war. Und wieder eine andere sandte Botschaften quer durch den Raum. Genau so wurde es im Urwald gemacht.

Dana – so hieß das Mädchen, das links vor Lucy saß – teilte

Jonah, einem schwarzhaarigen Jungen, gerade mit, wie verliebt sie in ihn war. Quinn signalisierte dem Lehrer, dass er seine Hausaufgaben nicht gemacht habe. Jonah versuchte, Dana zu ignorieren, und verständigte sich gleichzeitig kichernd mit seinem Freund Dan darüber, ob sie nach der Schule noch irgendwo hingehen und etwas unternehmen wollten. Blicke, Körpersprache, Mienenspiel, hier fanden eine Million Gespräche auf einmal statt. Wie lautlose Blitze zuckten sie durch das Klassenzimmer, und sehr oft ging es dabei um Freundschaft und Paarung. Lucy konnte zwar nicht allem folgen, aber schon allein der Versuch machte ihr Spaß.

Doch nach ein paar Tagen hatte sich der Reiz des Neuen verloren. Und als Lucy so dasaß, während im Hintergrund der Lehrer monoton redete, begriff sie auf einmal, dass hier irgendetwas ziemlich falsch lief. Um sie herum fand all diese Kommunikation statt, aber sie hatte keinen Anteil daran. Lucy sah, wie die Schüler unablässig Botschaften durch das Klassenzimmer sandten, und dachte: Hey, und was ist mit mir? Sie wollte mit ihnen allen zusammen eintauchen in den Großen Strom. Doch es war, als wäre sie unsichtbar geworden.

An diesem Nachmittag fühlte Lucy sich ganz verloren und niedergeschlagen, als sie nach Hause kam. Sie war kaum in der Küche, da fragte Jenny auch schon: »Was ist denn los? Du siehst so traurig aus.«

»Alle hassen mich.«

»So ein Quatsch. Du bist absolut bezaubernd.«

»Aber es redet keiner mit mir.«

Jenny ergriff Lucy bei den Schultern. »Hör mal. Du bist ein kluges Mädchen. Und du bist unter Bonobos aufgewachsen. Du weißt doch, dass du die Neue bist. Ist in deine Familie denn nie jemand Neues gekommen?«

»Doch, und sie haben sie schrecklich behandelt. Wenn die anderen in der Schule mich so behandeln, werde ich den Rest meines Lebens unglücklich sein.«

»Du findest bestimmt bald Freunde. Du wirst schon sehen.«

Doch auch in der nächsten Woche änderte sich nichts. Lucy ging in die Schule und saß mit dem Gefühl, nicht dazuzugehören, im Unterricht. Wissen sie etwa Bescheid, fragte Lucy sich. Können sie spüren, was ich bin? Sie bemühte sich, mit anderen Schülern ins Gespräch zu kommen, doch die meisten gaben nur einsilbige Antworten und gingen einfach weiter oder wandten sich nach kürzester Zeit, plötzlich wieder lebhaft, wichtigeren Gesprächen zu. Mittags machte Lucy einen Bogen um die Cafeteria und ging lieber in die Bibliothek, als sich der unausweichlichen Einsamkeit auszusetzen, die die Gleichgültigkeit der anderen über sie verhängte. Wenn sie nachmittags nach Hause kam, blieb sie meistens in ihrem Zimmer und machte Hausaufgaben oder las. Sie fühlte sich, als hingen die ganze Zeit dunkelgraue Wolken direkt über ihrem Kopf. Jenny versuchte, sie mit Spielen, Kino oder Musik aus dem Haus zu locken, doch sie widersetzte sich trotzig allen Bemühungen. Allmählich wurde Lucy sich selbst schon zuwider. Ich werde noch zu einer richtig blöden Zicke, dachte sie.

Doch eines Tages kam schließlich die Sonne heraus. Lucy saß in der Klasse, wartete auf den Geschichtslehrer und versuchte, all die Botschaften zu ignorieren, die im Großen Strom durch den Raum schossen. Botschaften, die sowieso nicht für sie gedacht waren. Das Mädchen neben Lucy wühlte in seinem Rucksack herum. Dann hörte sie plötzlich auf und sagte: »Mist.«

Lucy drehte sich zu ihr um. »Was ist denn los?«

Das Mädchen knabberte stirnrunzelnd am Daumennagel. »Ich hab meinen Stift vergessen.«

Lucy reichte ihr einen Stift.

»Oh, danke. Ich geb ihn dir nach der Stunde wieder, okay?«

»Betrachte ihn als Geschenk. Ich hab noch einen.« Lucy bewunderte die dunkelbraunen Locken und die sportliche Gestalt des Mädchens. Ihre Augen waren hellbraun, und sie wirkte herzlich.

Lucy erwartete schon, dass sie sich abwenden und sie wieder ignorieren würde, doch stattdessen fragte das Mädchen: »Du bist neu hier, oder? Wo kommst du her?«

Lucy zögerte. Jenny hatte es zwar oft mit ihr geübt, aber jetzt musste sie es zum ersten Mal wirklich zu jemandem sagen.

»Weißt du nicht, wo du herkommst?«

Lucy lachte nervös, um ihre Verlegenheit zu kaschieren. »Doch, entschuldige. Es ist ziemlich kompliziert. Ich bin Engländerin, bin aber in der Demokratischen Republik Kongo aufgewachsen.« Da, sie hatte es gesagt.

»Oh, cool. Ich bin Amanda Mather.« Das Mädchen streckte eine Hand aus. Lucy war sich zuerst nicht sicher, was sie wollte. Noch einen Stift? Dann begriff sie, was Amanda da tat, und ergriff rasch ihre Hand. Keiner schüttelte Hände in Lucys Familie. Man klopfte dem anderen auf den Rücken oder rangelte auf dem Boden herum zur Begrüßung.

»Lucy«, erwiderte sie. »Lucy ... Lowe.« Sie musste sich erst noch daran gewöhnen, diesen Namen zu nennen. Es war ihr eigener Wunsch gewesen, Jennys Namen anzunehmen, aus Hochachtung, aber auch weil es weniger verwirrend sein würde, wenn sie beide denselben Nachnamen hatten.

»Du bist also Engländerin. Und woher genau?«

»Aus London.«

»Cool. Ich will schon lange mal eine Fahrradtour durch England machen«, erzählte Amanda. »Aber vielleicht auch lieber durch Irland. Warst du mal dort?«

»Äh, nein. Leider nicht.« Und sie dachte: Ich war nie irgendwo.

»Es soll so wunderschön sein.«

»Oh, cool«, sagte Lucy und versuchte Amandas Redeweise nachzuahmen. »Cool«, wiederholte sie, weil sie den tieferen Sinn dieses Wortes erfassen wollte. Es war doch ziemlich komisch, so etwas zu sagen.

»Man hört deinen britischen Akzent fast gar nicht. Nur ein bisschen.«

»Mein Vater hat als Kind schlimm gelispelt, und sein Sprachtherapeut hatte keinen Akzent. Deshalb ... spreche ich so wie er.«

»Und was machst du hier in den Staaten?«

»Na ja, meine Eltern sind tot.« Da, es war heraus.

»Oh Gott, das tut mir leid.« Amanda schien ehrlich betroffen.

Lucy holte erst einmal tief Luft, ehe sie weitersprach. Sie bemerkte plötzlich, wie selten sie in ihrem Leben bisher hatte lügen müssen und wie schwierig es war. Sie suchte nach etwas, das simpel war und doch der Wahrheit entsprach. »Mein Vater war Wissenschaftler, und eine seiner Kolleginnen ist gerade dabei, mich zu adoptieren. Sie ist von hier, und deshalb ... bin ich jetzt auch hier.«

»Das ist ja echt schrecklich. Wie ist es denn passiert?«

»Im Bürgerkrieg. Sie wurden von kongolesischen Milizen umgebracht.«

»Oh Gott, wie entsetzlich. Das tut mir alles echt furchtbar leid für dich.«

»Danke.« Lucy wusste nicht, was sie sonst sagen sollte.

»Willst du dich beim Mittagessen nicht zu mir setzen? Ich kann dich mit ein paar Leuten bekannt machen.«

»Das wäre ganz famos«, erwiderte Lucy und merkte gleich, dass sie wohl etwas Falsches gesagt hatte, denn Amanda warf ihr einen ziemlich merkwürdigen Blick zu. Sie wusste eben immer noch viel zu wenig, dachte sie. Wie sollte sie das alles bloß lernen?

Als der Lehrer schließlich mit dem Unterricht begann, nahm Lucy eine Veränderung im Großen Strom wahr. Die anderen Schüler hatten registriert, dass Lucy und Amanda sich unterhielten, und auch deren Mienenspiel gedeutet. Stumme Botschaften flogen hin und her durch den Raum, und Lucy konnte geradezu spüren, was geschehen war: Da Amanda sich mit aufrichtigen Gefühlen mit ihr unterhalten hatte, war etwas von ihrem Status und Ansehen nun auf Lucy übergegangen.

Später saßen sie wie geplant gemeinsam in der Cafeteria. Doch Amanda hatte Lucy ihren Freunden, drei Mädchen und einem Jungen, kaum vorgestellt, da stockte das Gespräch auch schon wieder, und alle holten ihre flachen bunten Handys heraus. Sie telefonierten nicht, sondern starrten nur darauf und tippten mit den Fingern auf den Tasten herum. Fasziniert sah Lucy eine Zeit lang zu. Dann beugte sie sich zu Amanda hinüber und fragte flüsternd: »Was machst du da eigentlich?«

»Bist du etwa nie aus dem Urwald rausgekommen?«

»Nein. Ich wurde dort geboren und bin dort aufgewachsen. Tut mir leid.«

»Nein, mir tut's leid. Das war nicht besonders nett. Ich schreibe SMS. Hol mal dein Handy raus, dann zeig ich dir, wie's geht.«

Lucy erstarrte. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

Amanda warf ihr einen langen argwöhnischen Blick zu.
»Hast du kein Handy?«

Beschämt ließ Lucy den Kopf hängen.

»Hey, Leute«, rief Amanda in die Runde. »Lucy hat kein Handy. Ist das cool, oder was?«

»Supercool«, sagte Matt, so hieß der Junge.

»Wahnsinn«, sagte eins der Mädchen, das blond war und Melissa hieß. »Ich würde meins auch am liebsten loswerden. Aber wie kannst du denn, äh ... *existieren* ohne?«

Lucy spürte, wie ihr Gesicht rot anlief.

»Ich kann mich nicht mal mehr an die Zeit *erinnern*, wo ich keins hatte«, fügte Melissa hinzu.

»Das liegt bloß daran, dass dein Hirn von den vielen Joints total vernebelt ist«, erwiderte Matt. Alle kicherten.

Wieder beugte sich Lucy zu Amanda hinüber. »Was sind denn Joints?« Alle lachten, und Lucy fühlte sich so verlassen, als wäre sie vollkommen allein im weiten Universum.

»Oh, Mann. Dir müssen wir ja noch so einiges beibringen.«

Der Schultag ging langsam seinem Ende zu, und Lucy trabte inmitten einer Traube von Schülern dem Ausgang entgegen. Da drang auf einmal durch eine große Doppeltür ein vertrautes Geräusch an ihr Ohr, das sie innehalten ließ. Lucy neigte den Kopf und lauschte aufmerksam, wie in Alarmbereitschaft. Sie hatte das Geräusch sofort erkannt, doch es erschien ihr vollkommen abwegig: Sie hörte das aufbrandende Gekreisch freudig erregter Bonobos, die bei einem plötzlich hitziger werdenden Zweikampf die Gegner anfeuerten. Es erinnerte Lucy an das so aufregende wie entsetzliche Geräusch, das alle Bonobos an jenem Tag ausgestoßen hatten, als die alte Lucretia Zeus alle Finger von der einen Hand abgebissen hatte. Aber irgendwie war das hier noch anders. Der Geräuschpegel war zu niedrig. Aufregung ergriff sie, und ihr Pulsschlag

beschleunigte sich. Sie konnte das nicht einfach ignorieren. Irgendwem wurden da Schmerzen zugefügt.

Ohne weiter nachzudenken, stieß Lucy die Doppeltür auf und stürmte in eine Halle, in der sich zwei ineinander verkeilte Jungen am Boden wälzten. Der eine verdrehte dem anderen gerade ein Bein, und der Junge schrie auf vor Schmerz. Die Leute, die um die beiden herum saßen und zusahen, johlten, brüllten und kreischten ausgelassen. Lucy ließ ihre Bücher fallen und eilte dem Unterlegenen zu Hilfe. Mit beiden Händen packte sie den Angreifer, hob ihn mühelos hoch und schleuderte ihn einfach weg. Dann streckte sie eine Hand aus, um dem Verwundeten auf die Beine zu helfen. »Alles in Ordnung? Alles in Ordnung?«, rief sie und dachte: Wie komisch, er blutet gar nicht.

»Bist du bekloppt?«

Lucy zuckte zurück. Der Junge hatte eine Art Schutzhelm auf dem Kopf und trug ein eng anliegendes hellrotes Trikot.

Erst jetzt bemerkte Lucy, dass sich in der ganzen Halle Schweigen ausgebreitet hatte. Langsam begann ihr Verstand wieder in normalem Tempo zu arbeiten. Sie hörte den Jungen, den sie weggeschleudert hatte, dumpf stöhnen. Ein verblüffter und erschrockener Erwachsener mit etwas Glänzendem im Mund kam direkt auf sie zugelaufen. Lucy stellte sich innerlich schon auf einen Kampf mit ihm ein. Doch als die Luft aus seinen Wangen entwich, hörte sie nur einen schrillen Pfiff. Dann ließ er die Pfeife fallen und schrie: »Was zum Teufel fällt dir denn ein, Mädel! Wieso platzst du hier einfach rein und machst mir meinen Ringkampf kaputt?« Ganz langsam drehte Lucy sich einmal um sich selbst, um herauszufinden, was hier schiefgelaufen war. Eben noch war ihr doch alles so klar erschienen. Und jetzt das: Was taten all diese Leute hier? Warum kämpften diese beiden Jungen miteinander? Warum

hatten die Leute gejubelt, obwohl einem der Jungen Schmerzen zugefügt worden waren? Der Mann mit der Pfeife hatte »Ringkampf« gesagt. Meinte er etwa den Ringkampf aus der griechischen Antike, von dem sie gelesen hatte? Aber warum waren diese Jungen dann nicht nackt?

Der Junge, den sie weggeschleudert hatte, war wieder auf den Beinen und wischte sich den Staub vom Trikot. Ihr Herz begann zu hämmern, als der Mann sie anbrüllte und die Zuschauer zu buhen und zu schimpfen anfangen. Lucy begriff, dass sie ein wichtiges Tabu dieser Gruppe verletzt hatte. Unkontrollierbare Panik stieg in ihr auf. Sie stürmte durch die Doppeltür hinaus und rannte, alle aus dem Weg schubsend, den Flur entlang davon. Draußen vor dem Hauptportal der Schule hielt sie einen Moment lang keuchend inne und überlegte, welche Richtung sie einschlagen sollte. Von der Straße her sah sie seltsam flackernde Lichter auf die Schule zukommen, und sie hörte das Geheul von Sirenen. Lucy wusste, das hieß, dass irgendetwas Schlimmes passiert war, und plötzlich begriff sie, dass sie ihretwegen kamen. Sie floh quer durch die Gärten der umliegenden Häuser, über alle Zäune, die ihr im Weg waren, hinwegspringend. Sie sah welkende Rosen, auf die verblässendes Sonnenlicht fiel, Eichhörnchen, die in kleinen Seitenstraßen auf Mülleimern herumflitzten. Und immer hatte sie das eigene stoßweise Keuchen im Ohr. In einem der Gärten, durch die sie rannte, sprang ein großer Hund mit gefletschten Zähnen auf sie zu, doch Lucy holte nur einmal kurz aus und schlug ihn mit dem Handrücken aus dem Weg. Sie rannte weiter, weiter und immer weiter, bis das mit-leiderregende Jaulen des Hundes hinter ihr langsam verklang.